



Feierabend



Der Freund der Ratten.

Aus den Denkwürdigkeiten von Henri Mafers de Latude.

Die Denkwürdigkeiten des Franzosen H. M. de Latude sind in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Fünfunddreißig Jahre im Kerker“ im Insel-Verlag in Leipzig erschienen. Dieser Märtyrer des vorrevolutionären französischen Absolutismus hat, weil ihn die Marquise von Pompadour, die Mätresse Ludwigs XV., haßte, eine Zügelstrafe mit so endloser Gefangenschaft büßen müssen. Die Schilderung seines Kerkerlebens, seiner mehrfachen Fluchtversuche und seiner endlichen Befreiung durch eine mutige Frau, namens Logroz, liest sich wie ein spannender Roman. Wir entnehmen dem Buche mit Erlaubnis des Verlegers folgende Stelle:

Zu den Uebeln, die mich körperlich peinigen, gehörte unter andern eine Unmenge Ratten, die in meinem Strohhinterklapp und Nahrung suchten. Zuweilen, wenn ich schlief, ließen sie über das Gesicht und verursachten mir durch die Bisse die heftigsten Schmerzen. Aufherstande, sie loszuwerden, und auf ihre Gesellschaft angewiesen, kam ich schließlich auf den Gedanken, sie mir zu Freunden zu machen. Bald begannen sie, sich an mich zu gewöhnen, und ihnen habe ich die einzige ungetrübte Freude während der fünf- unddreißig Jahre meines Unglücks zu danken. Wie diese merkwürdige Gemeinschaft zustandekam, will ich erzählen.

Die Kerker der Bastille sind achtzig; in dem Oelaf, in dem ich mich damals befand, war zweieinhalb Fuß über dem Fußboden eine Öffnung. Der Eingang war ungefähr zwei Fuß lang und achtzehn Zoll breit; er wurde immer schmaler, so daß er an der Außenwand des Kerkers kaum mehr als drei Zoll breit war. Auf diesem Wege drang das bishen Licht und Luft ein, das mir zu genießen vergönnt war. Der Stein, der die Grundlage bildete, diente mir zugleich als Sitz und als Tisch, wenn ich, erschöpft vom Liegen auf dem verfaulten und überriechenden Strohhinterklapp zu diesem Loch schleppte, um etwas frische Luft zu atmen; das Gewicht meiner Ketten zu erleichtern, stützte ich dann

Ellbogen und Arme auf diesen horizontalen Stein.^{*)}

Während ich mich eines Tages in dieser Stellung befand, sah ich am andern Ende des Loches eine dicke Ratte erscheinen; ich rief sie, sie sah mich furchtlos an, ich warf ihr sachte ein wenig Brot hin und gab acht, daß ich sie nicht durch eine zu lebhaftige Bewegung erschreckte; sie kam, nahm das Brot, um es in geringer Entfernung zu verzehren, und schien um mehr zu bitten; ich warf ihr ein zweites zu, aber näher, ein drittes noch näher und desgleichen noch mehrere. Das dauerte solange, wie ich Brot auszuverteilen hatte; denn nachdem der Hunger des Tieres gestillt war, schleppte es all die Stückchen, die es nicht selber verzehrte, in ein Loch.

Am folgenden Tage kam es wieder, und ich war ebenso freigebig; ich tat sogar ein bißchen Fleisch hinzu, das ihm besser zu munden schien als das Brot. Diesmal fraß es in meiner Gegenwart, was es den Tag vorher nicht getan hatte; am dritten Tage hatte es sich schon so weit an mich gewöhnt, daß es mir das Gebotene aus den Fingern nahm.

Ich weiß nicht, wo bis dahin seine Wohnung gewesen war, aber es schien gern bereit, unzugänglich, um mir näher zu sein; es hatte nämlich an jeder Seite der Luke ein ziemlich großes Loch gefunden, und nachdem es beide unterzucht hatte, richtete es sich in dem rechts, das ihm wohl am bequemsten vorkam, häuslich ein. Am fünften Tage schlief es dort zum erstenmal. Am folgenden Morgen besuchte es mich sehr zeitig; ich gab ihm Frühstück und als es tüchtig gegessen hatte, ging es seiner Wege, und ich sah es erst am folgenden Tage wieder, als es zu gewohnter Stunde wieder erschien; sobald es aus seinem Loch hervorkam, bemerkte ich, daß es nicht mehr allein war; hinter ihm steckte ein Weibchen das Stöpfchen hervor und schien zu beobachten, was wir zusammen vorhatten. Vergebens rief ich sie, warf ihr Brot und Fleisch hin; sie schien viel ängstlicher zu sein und kam anfangs nicht näher, um es zu

holen; allmählich indes wagte sie sich aus ihrem Loch heraus und nahm, was ich ihr mitten in den Weg legte. Zuweilen tritt sie mit dem Männchen um den Bißchen, und wenn sie sich geschickter oder stärker erwiesen hatte, entwischte sie in ihren Schlupfwinkel und trug die Beute im Triumph mit sich fort; dann kam das Männchen zu mir, um sich trösten zu lassen; und um sie zu strafen, fraß es, was ich ihm gab, allein auf, ziemlich weit von dem Loch entfernt, damit sie nicht wieder wagte, es ihm streitig zu machen; doch schien es sich ihr dabei absichtlich zu zeigen, um sie zu reizen, es setzte sich aufrecht hin, hielt wie die Affen mit beiden Vorderpfötchen das Brot oder das Fleisch fest und knapperte mit herausfordernder Miene daran herum. Eines Tages indes trug die Eier des Weibchens augenscheinlich sogar über ihre angeborene Ehen den Sieg davon; sie fürzte vor und erwischte glücklich mit den Zähnen das Stück, das das Männchen noch immer in den feinen Fingern; keines ließ loder, und während das Weibchen, das dem Loch näher war, das Männchen hinter sich herzerrie, gelangten sie beide schließlich hinein und verschwand.

Sobald man mir Mittagessen gebracht hatte, rief ich nach ihnen; das Männchen kam eilig herbeigelaufen, das Weibchen, wie gewöhnlich, näherer sich nur langsam, mit ängstliche Ehen. Endlich indes entschloß es sich, ganz heranzukommen, und gewöhnte sich dann rasch daran, mir aus der Hand zu fressen. Nicht lange darauf zeigte sich eine dritte Ratte, die weniger Umstände machte; gleich bei dem ersten Besuch tat sie, als ob sie zur Familie gehörte, und schien sich so wohl dabei zu fühlen, daß sie auch ihre Kameraden an meiner Freundschaft und meinen Gunstbeweisen Anteil haben lassen wollte. Den folgenden Morgen kam sie in Begleitung von zwei anderen, diese brachten im Laufe der Woche noch fünf mit, so daß in weniger als vierzehn Tagen unsere Gesellschaft aus zehn diesen Ratten und mir selber bestand. Ich gab jeder einen Namen; sie behielten ihn rasch, verstanden, wenn ich sie rief, und kamen herbeigelaufen, um mit mir aus der Schüssel oder von dem Teller zu essen; doch hatte diese Einrichtung große Nachteile für mich, und ich sah mich genötigt, ihnen be-

^{*)} Die cachots lagen neunzehn Fuß tiefer als der Hof; durch eine enge Luke erhielten sie etwas Licht. Sie waren ohne Ofen; an Stelle des Mobiliars hatten sie nur einen Stein.

sonders aufzutischen, um mich vor ihrer Un-
faulerkeit zu wahren.

So zahm hatte ich sie gemacht, daß sie
sich an der Kehle kranken ließen, und zwar
mit sichtlichem Vergnügen; niemals indes
wollten sie sich auf dem Rücken anrühren
lassen. Zuweilen bestrifte ich mich damit,
sie zum Spielen zu veranlassen und selber
mit ihnen zu spielen: ich warf ihnen z. B.
ein sehr heißes Stück hin. Die Bierigsten
stürzten sich darauf, verbrannten sich, quiek-
ten, ließen es wieder fahren, und die weni-
ger Bierigen, die gewarret hatten, nahmen
es dann, wenn es abgekühlt war und ent-
schlöpften in einem Winfel, wo sie es unter
sich teilten. Oder ich hängte Fleisch oder
Brotstückchen an einem Faden auf und ließ
sie danach springen. Besonderes Vergnügen
hatte ich daran, ein Weibchen, das ich seiner
großen Behendigkeit wegen Raubschwalbe^{*)}
getauft hatte, an derartige Übungen zu ge-
wöhnen. Diese Ratte war sich ihrer Ueber-
legenheit über die andern so bewußt, daß sie
sich niemals herabließ, sich auf die darge-
reichten Bissen zu stürzen; sie setzte sich in
Positur wie ein Hund, der ein Stück Wild
wittert; sie überließ es einer andern Ratte,
nach dem Brocken zu laufen und hochzu-
springen, und in dem Augenblick, wo jene
ihn erschnappt hatte, stürzte sie sich darauf
und riß ihn ihr in der Luft aus der
Schwauze. Wehe, wenn es ihr nicht gelang!
Denn dann packte sie unfehlbar mit ihren
wadeklaffen Zähnen die andere am Halse,
so daß die Angegriffene vor Schmerz auf-
quiekte und die Beute fahren ließ; Raub-
schwalbe stürzte sich darauf, während sich
jene anderstwo von den Bisswunden, die sie
davongetragen, zu erholen suchte.

Mit solchen unschuld'gen Spielereien ge-
lang es mir, mir während zweier langer
Jahre meine qualvolle Langeweile glücklich
zu zerstreuen. Manchmal glaubte ich sogar,
einen Augenblick wirklichen Genusses dabei
zu empfinden. Offenbar hatte ein gütiger
Gott eigens für meine Phantasie diese
Quelle neuen Entzückens erkoren, schon
vermochte meine Seele sich ihr mühelos hin-
zugeben; in solchen glücklichen Augenblicken
war die Welt nicht mehr für mich vor-
handen.

Eines Tages, als mein Stroh gewech-
selt wurde, gewahrte ich in dem frisch ge-
brachten ein Stück Solanderzweig, das zum
Zusammenbinden gedient hatte. Bei dieser
Entdeckung geriet ich in eine unaussprech-
liche Gemütsbewegung; der Gedanke, mir
daraus eine Flöte zu machen, versetzte mich
wahrhaft in Entzücken. Bis dahin hatte ich
in meinem Kerker keinen andern Laut ge-
hört, als das Knirschen von Schlössern und
das Rauschen von Ketten; fortan würde es
mir möglich sein, die grauenvolle Stille
durch sanfte, zu Herzen gehende Weisen zu
vertreiben; wenigstens würde ich meinen
Seufzern melodischen Ausdruck geben und
vielleicht bisweilen meinen Schmerz ein-
schlafen und auf kurze Zeit vergessen dür-
fen. So würden mir die allzu langsam
schleichenden Stunden meines Unglücks kür-
zer erscheinen. Welch reicher Quell des Ge-
nusses bot sich mir da! Aber wie sollte ich
solche Flöte anfertigen? Meine Hände
waren mit zwei schweren eisernen Ringen
gefesselt, die eine Stange aus dem gleichen
Metall fest verband. Soweit ich sie über-
haupt bewegen konnte, geschah es nur mit

großer Mühe, überdies hatte ich kein Werk-
zeug; meine Kerkermeister würden mir um
keinen Preis auch nur ein einfaches Stück
Holz gegeben haben. Da kam es mir in den
Sinn, die Schnalle meines Hosengürtels los-
zumachen; mit Hilfe meiner Fußfesseln rich-
tete ich sie her und bog sie zu einem meißel-
ähnlichen kleinen Werkzeug zusammen; aber
es war so schwach, daß es mir erst nach
vieler Mühe gelang, den Zweig zu zerschnei-
den, alles Mark daraus zu entfernen und
ihn zurechtzuschneiden. Endlich nach mehre-
ren Monaten mühsamer Versuche kam ich
glücklich zum Ziel; ich sage „glücklich“, und
man wird begreifen, daß es ein wirkliches
Glück für mich bedeutete. Noch täglich
empfinde ich es mit gesteigertem Freude; seit
vierunddreißig Jahren besitze ich nun dieses
kleine Instrument; in dieser Zeit hat es
mich nicht eine Minute verlassen. Lange hat
es mich über meine Leiden hinweggetröstet;
heute läßt es mich meine Freunde mit ge-
steigertem Lobhaftigkeit empfinden. Wenn es
mir so den letzten Lebensstog verschönt hat,
soll es bei meinem Tode einem Apostel der
Freiheit eingehändigt werden, damit es
später in einem ihrer Tempel mit so vielen
andern Zeugen des Despotismus die Er-
innerung an seine Willkürthaten wachhalten
kann.

Die Zeit, die ich auf diese wichtigen Ar-
beiten verwenden mußte, hatte mich von
meinen häuslichen Sorgen ein wenig abge-
lenkt, mich meine kleine Familie vernach-
lässigen lassen; infolge starker Vermehrung
war diese in weniger als einem Jahr auf
sechszwanzig Mitglieder angewachsen.
Ich wußte sicher, daß keine Fremden dar-
unter waren; alle, die etwa versucht hatten,
sich einzudrängen, waren übel empfangen
worden und hatten sofort erbitterte Kämpfe
ausfechten müssen. Diese Kämpfe waren
für mich ein unerwartetes Schauspiel.
Sobald die beiden Kämpfer auf dem Plan
waren, schien einer des andern Kräfte mit
dem Blick zu messen, noch ehe sie sich anein-
ander verhielten. Dann klapperte der Stär-
kere mit den Fäusten, und der Schwächere
begann zu quieken und zurückzuweichen, ohne
sich umzudrehen, aus Furcht, daß sein Geg-
ner ihm auf den Rücken springen und ihn

beißen könnte. Andererseits pflegt der Stär-
kere nicht von vorn anzugreifen, weil er sich
damit der Gefahr aussetzt, daß ihm die
Augen ausgerauft werden; das Mittel, das
er anwendet, ist ebenso schlau wie drollig; er
steckt den Kopf zwischen die beiden Vorder-
pfoten und schiebt zwei oder drei Purzel-
bäume, bis die Mitte seines Rückens auf die
Schwauze seines Feindes trifft; während die-
ser zu fliehen sucht, bemerkt der andere den
Moment, um ihn zu packen; er klammert
sich auf ihm fest und zuweilen erfolgt dann
noch ein erbitterter Kampf. Wenn andere
Ratten dabei sind, bleiben sie Zuschauer; nie-
mals kämpfen zwei gegen eine.

Eine wichtige Beobachtung, die ich ge-
macht hatte, ist, daß diese Tiere sehr kalt und
der Liebe wenig ergeben scheinen; ich habe
Nächte darüber verbracht, sie mit größter
Aufmerksamkeit zu beobachten, doch habe ich
niemals gesehen, daß sie sich paarten. Gern
hätte ich auf ähnliche Weise auch einige
Spinnen gezähmt, doch war ich nicht so ge-
schickt wie der unglückliche Pelisson^{***)}. Um
sie zu fangen, hatte ich mir ein sonderbares
Mittel ausgedacht: Ich befestigte an einem
meiner Haare eine Fliede und hielt sie auf-
gehängt über einem Loch, in dem, wie ich
wußte, eine Spinne war; das Tier kam her-
vor und packte die Beute; so konnte ich sie
hintragen, wohin ich wollte, weil die Spinne,
die weder an dem Haar hinaufsteigen, noch
die Fliede loslassen konnte, in meiner Ge-
walt blieb. Dann befestigte ich das Haar
an eine Gitterstange und stellte einen Becher
mit Wasser darunter; die Spinne sprang
einen Faden, an dem sie h'ingabsteigen konnte;
sobald sie das Wasser berührte, stieg sie in-
des wieder zu der Fliede empor, und so
konnte ich sie lange bei mir festhalten; aber
sobiel ich mich auch bemühte, es gelang mir
nicht, eine zu zähmen.

***) Pelisson, rechte Hand Fouquet's,
mußte, da man ihn im Verdacht wichtiger Ge-
heimnisse hatte, seine Anhänglichkeit an den
Finanzminister nach dessen Sturz mit ungerade-
ter fünfjähriger Haft in der Bastille büßen.
Nach seiner Freilassung erhielt er zweitausend
Taler Pension als Entschädigung bis zu seinem
Tode 1692. (D. Ueberf.)

Frühling.

Vom Grund bis zu den Gipfeln,
so weit man sehen kann,
jetzt blüht's in allen Wipfeln,
nun geht das Wandern an:
Und die im Tal verderben
in trüber Sorgen Haft,
der Dichter möcht sie werden
zu dieser Wanderschaft.
Da wird die Welt so munter
und nimmt die Reiseschuh,
sein Liebchen mitten drunter,
die nicht ihm heimlich zu.
Und über Felsenwände
und auf dem grünen Plan,
das wirbt und janzht ohn' Ende —
nun geht das Wandern an! Eichendorff.

Der Schulaufsatz.

Eine Frühlingsgeschichte von Karl Ettlinger,
München.

Fritj, das achtjährige Söhnchen des Schrift-
stellers, sah vor seinen Schulaufgaben und laute
am Federhalter. Durch die offene Thür sah er
in Vaters Schreibzimmer; da sah Papa und
laute gleichfalls am Federhalter.

„Du, Papa?“
„Fritj, man spricht nicht durch die Türe!
Wenn du etwas willst, so komme herüber!“
„Du, Papa?“ wiederholte Fritj am Schreib-
tisch des Schriftstellers:
„Na, was ist denn, mein Junge?“
„Du kannst wohl nicht mehr weiter,
Papa?“

Ein belustigter Seufzer. „Jawohl, ich weiß
nicht mehr weiter. Bin mal wieder in eine Ge-
danken-Sackgasse geraten. Ich fixe fest.“

„Ich auch, Papa.“
Wie bekümmert das Klang! Ja, ja, Kinder
haben furchtbare Sorgen! „Soll ich dir helfen,
mein Junge?“

„Ich weiß nicht, ob du das kannst, Papa.“
„Was sagst du da, du Frechdachs? Ich habe
dich wohl lange nicht mehr an den Ohren ge-
zupft? Gleich bringst du mir dein Best. Wir
werden die Aufgabe schon lösen.“

Fritj brachte sein Best und der Vater las:

Der Frühling.

Wenn der Frühling kommt, ist alles schön.
„Aha, deutscher Aufsatz!“ dachte der Schrift-
steller. „Und gar kein schweres Thema.“ Laut
sagte er: „Ist das alles, was du über den
Frühling weißt?“

*) Rapine-Girondelle.

„Ja, Papa, mir fällt nichts mehr ein.“
 „Das ist aber stark! Ueber den Frühling kann man doch eine ganze Menge schreiben.“
 „Das habe ich auch gemeint, Papa! Aber wie ich vor dem Fest sah, wußte ich nichts mehr.“

„Weil du ein kleiner Esel bist. Laß mir das Fest da, heute nach, Tisch besprechen wir den Aufsatz. Jetzt laß' ich keine Zeit.“

Der Schriftsteller beschäftigte sich wieder mit seiner Arbeit. Aber immer wieder lenkte ihn das Aufsatzheft auf dem Schreibtisch ab.

Was hatte sein Schindchen gesagt: „Ich weiß nicht, ob du das kannst, Papa?“ Er lächelte. Aus älterem Munde wäre das eine tadelnswert unerfreuliche Kritik gewesen. Aber welcher ernsthafteste Kritiker hätte sich einen Zweifel erlaubt, daß er, der berühmte Schriftsteller, den Frühling schildern könne! Hatte er das nicht schon so und so oft getan? Zum Beispiel... zum Beispiel... Er hatte einmal ein Gedicht geschrieben „Der Frühling“ sogar vertont war's worden. Ein paarmal. Wie ging's doch an?

Nun hat des Lenzes sonnenweicher Atem
 Die Welt, die scheintot träumte, wachge-
 läßt!

Hui!... was würde der Lehrer wohl sagen, wenn Frischchen so etwas in seinem Aufsatz schriebe? Er würde ihm vermutlich das Heft um die Ohren schlagen: mach keine solchen Sprüche, mein Junge!

Sprüche???

Den Schriftsteller überriefelte Unbehaglichkeit. Er war immer so stolz gewesen auf das Gedicht, besonders auf den Anfang, — richtig, das Gedicht hatte sogar bei einem Preisanschreiben für das beste Frühlingsgedicht den ersten Preis errungen. Und in dem Schiedsgericht saßen doch lauter anerkannte Größen.

Natürlich, das Gedicht war gut. Bloß... „Die Welt, die scheintot träumte“,... eigentlich, bei Licht besehen, war das doch ein Schmarren! Keine Spur von Frühling liegt darin! Frühling, Frühling, das ist doch ganz was anderes! „Alle Vögel sind schon da, alle Vögel, alle!“ Jawohl, das ist Frühling! Nicht preisgekrönter Frühling, sondern wirklicher, lebendiger! Hingegen „des Lenzes sonnenweicher Atem“ —?

Der Schriftsteller mußte über sich selbst lachen. Am Ende hatte Frischchen recht: Papa konnte keinen Frühling schildern? — Oho, das wäre ja noch schöner! Zum Donnerwetter, ich bin doch kein Pfuscher? Ich weiß, daß ich was kann. Und die Welt hat mir's oft genug bestätigt. Was habe ich heute nur?

Die Frage, was er heute hatte, wäre so einfach zu beantworten gewesen: er prüfte heute zum erstenmal sein Werk nicht mit den Augen der Literaten, sondern mit den Augen eines Kindes. Also mit Dichteraugen.

Nun gukte er wieder in das Aufsatzheft.
 Der Frühling.

Wenn der Frühling kommt, ist alles schön.
 Ist alles schön — ist alles schön —. Mein Junge, das hast du eigentlich ganz ausgezeichnet gesagt! Ist alles schön... —

„Du Papa“, erinnerte ihn nach Tisch sein Sohn, „du wolltest mir doch bei dem Aufsatz helfen?“

Wollte ich auch, aber ich habe mir's überlegt. Ich brauche dir nicht zu helfen, der Aufsatz ist fertig.“

Erstaunt blickten ihn zwei große Kinderaugen an. „Oh, du —!“

„Jawohl, mein Junge! Mein voller Ernst. Gib das Fest ab, wie es ist, auf meine Verantwortung!“

Und als Frischchen für diesen Aufsatz die Note „völlig ungenügend“ herbrachte, kaufte

ihm sein Vater zur Belohnung eine große Tafel Schokolade. „Weißt du wofür, Frischchen? Weil

ich soviel aus dem Aufsatz gelernt habe. Ich nicht du.“

Es gibt keine „mysteriösen“ Verbrechen.

Aus den Erinnerungen eines Polizei-Inspektors.

Die Kriminalbeamten vom Fach stehen bekanntlich der Kriminalnovellistik vielfach sehr skeptisch gegenüber. Für sie gibt es keine Geheimnisse, sondern allerhöchstens nur Dinge, die der Aufklärung bedürfen und in manchen Fällen allerdings niemals Klargestellt werden. So schreibt jetzt ein englischer Polizei-Inspektor recht interessant über einen zunächst scheinbar sehr schwierigen Fall.

Das mysteriöse Verschwinden eines Diamanthalbbandes im Werte von 100.000 Goldmark aus dem Schaufenster eines Juweliers im Londoner Westen wurde kürzlich in den Zeitungen gemeldet. Ich mußte über das Wort „mysteriös“ lachen. Mein Chef behauptet immer: „Man kann einen Fall wohl als ver- zwickelt, aber niemals als mysteriös bezeichnen. Da es übrigens keine Wirkung ohne Ursache gibt, so gibt es auch in kriminellen Dingen keine mysteriösen Fälle.“

Das ist die Ansicht meines als Fachmann hochangesehenen Chefs.

Verschiedene scheinbar mysteriöse Fälle, mit denen ich zu tun hatte, haben ihm übrigens, wie ich seither klar erkannte, recht gegeben.

Die verschwundenen 12.000 Mark.

Eines Morgens, um 8 Uhr, telephonierte mir ein Geschäftsmann, ihm seien 12.000 Mark in Banknoten aus seinem Geldschrank gestohlen worden. Uebrigens sei der Schrank in normaler Weise aufgeschlossen und nicht etwa gewaltsam erbrochen worden.

Als ich ihn dann aufsuchte, teilte er mir mit, daß die Summe am Abend vorher, als er sich zu Bett begab, gut eingeschlossen war. Er besitze nur einen Schlüssel zu dem Geldschrank, und er habe wie gewöhnlich diesen Schlüssel in einen seiner Pantoffel gesteckt, den er neben das Bett stellte.

Ich untersuchte die Wohnung sorgfältig, konnte aber keine Spuren irgendwelcher Art von hereingekommenen Eindringern feststellen. Der Hausherr selbst betonte, daß sich natürlich niemand in der Wohnung verborgen halten könne. Die einzigen Insassen seien seine Frau und er selbst.

Als ich zum Polizeirevier zurückkehrte, überlegte ich mir, daß der Kassierer der Bank — der einzige Außenstehende, der von dem Abheben des Geldes wußte — vielleicht am Tage Bankgeschäfte und in der Nacht dann Einbrüche machte. Gleich darauf trat der Kaufmann dorthin Angesichtes ein und sagte:

„Gleich, nachdem Sie fort waren, brachte ich meiner Frau eine Tasse Tee und fand diesen Brief. Wir haben getrennte Zimmer, aber dennoch störe ich meine Frau in ihrer Nachtruhe, da ich sehr stark schnarche.“

In dem Briefe erklärte seine Frau, sie sei des Zusammenlebens müde, darum sei sie abgereist und habe die 12.000 Mark mitgenommen. In diesem Falle kann man also wirklich nicht von einem Mysterium sprechen.

Die goldene Uhr.

Ein anderes Mal kam schon am frühen Morgen ein Zeitungshändler zu mir. Ihm war in der Nacht eine goldene Uhr — ein Sportpreis, wie er sagte, aus seinem Schaufenster gestohlen worden. Eine Besichtigung der völlig intakten Fensterscheibe ergab, daß der Einbruch nicht auf diesem Wege erfolgt sein konnte. Der Eingang zum Laden führte nur durch die Vor-

dertür oder die Hintertür. Beide aber waren am Morgen fest verschlossen und doppelt verriegelt.

Ich verzichtete auf die Untersuchung des Problems, wie etwa der Dieb hereingekommen sein konnte und suchte nur noch zu ergründen, wie er wohl hinausgelangte. Die doppelten Riegel einer der beiden Türen vielleicht von außen her zurückzuschieben, war ein Ding der Unmöglichkeit. Das hätte nicht einmal der berühmte Einbrecher Charles Peace fertiggebracht.

Meine theoretische Annahme war nun, daß der Dieb vor Geschäftsschluss ungehört in den Laden gelangte, sich dort versteckte und bald darauf in einem günstigen Augenblick hinaus-schlüpfte.

Zunmerhin, der ganze Fall konnte scheinbar wohl als „mysteriös“ bezeichnet werden. Doch gleich darauf sollte er sich äußerst einfach und nüchtern aufklären. Der Sohn des Zeitungshändlers, der Blätter abgeliefert hatte, lehrte gerade zurück, als er die Geschichte hörte, sagte er: „Ach, Vater, das hättest du mir auch heute früh erzählen können. Ich legte die Uhr gestern abends in die Couvert-Schublade, da sie dort wohl sicherer aufbewahrt war.“

Also auch dieser Fall war keineswegs mysteriös.

Der verschwundene Gatte.

Zu großer Aufregung kam eines Tages eine Frau zu mir ins Büro und erklärte, ihr Gatte sei ganz plötzlich auf mysteriöse Weise verschwunden. Als sie aufstand, habe er noch im Bett gelegen und geschlafen. Sie sei dann kurze Zeit in der Küche gewesen um das Frühstück zu machen. Bei ihrer Rückkehr sei ihr Mann verschwunden gewesen. Sonderbarerweise fehlte keines seiner Kleidungsstücke, und dennoch konnte sie ihren Mann nicht im Hause entdecken.

Ich ging hin, um den Fall zu untersuchen. Am Badezimmer schritt ich nicht achtlos vorüber, sondern öffnete die Türe und schaute hinein. Da lag der gestrichelte Chemann, eingehüllt in ein Handtuch. Ihn hatte gleich nach dem Bad eine starke Ohnmacht befallen aus der er noch nicht erwacht war. Der sofort durch mich herbeigerufene Arzt half ihm wieder zum Bewußtsein.

Recht hat mein Chef, wenn er behauptet, daß es im Kriminalleben einfach keine mysteriösen Fälle gibt.



Das Wort Gottes zu Pferde.

So nannte man bekanntlich den Feldgeistlichen während des Krieges. Aber das ist nicht die einzige Bezeichnung. Der Stahlhelm-Verlag, Magdeburg, hat seinerzeit ein Buch unter dem Titel „3000 Worte Frontdeutsch“ herausgegeben, wo man auf Seite 205 lesen kann:

... So hieß denn der Geistliche: Das herrittene Wort Gottes, Bibelhusar, die Heilige Schrift in Uniform, Herrgottsdoctor, Himmelfabrikantischer, Himmelsdragoner, Himmelsgen-darm, Himmelslosse, Oberfeldsignalmachermat, Paradieskutschger, Petri Berichterstatter, Seelenent-lausser, Sündenabwehrkanone, Sündenabwehr-patrouille, Teufelsabwehrkanone, der Herr Jesu zu Pferde, Barmherzigkeitsontel, Paradiesfeld-nebel usw. usw.“

Eine seltsame Rechnung.

In dem Kirchenarchiv einer alten Kathedrale in Finnland entdeckte man in einer Rechnung, die augenscheinlich von einem Handwerksmeister ausgeschrieben worden war, der die Kathedrale um 1618 ausbeffert hatte, folgende Posten:

Die zehn Gebote geändert, das 6. Gebot gestrichelt	2.24
Dem Schächer am Kreuz eine Nase gedreht	1.30
Ponius und Pilatus abgeputzt, vorne und hinten lackiert und neues Pelzwerk auf die Mäße gesetzt	2.46
Dem Engel Gabriel neue Flügel gemacht	4.39
Die Töchter d. Hohenpriesters überstrichen	1.40
Dem hl. Petrus einen neuen Zahn eingefügt	1.25
Den Himmel erweitert und neue Sterne hinzugefügt	2.10
Die vollkommen verdorbene hl. Magdalena gereinigt und gebessert	3.19
Dem Gesicht Moses mehr Ausdruck gegeben und seinen Bruder Aron in Ordnung gebracht	1.40
Der feuchhen Susanne das Haar gefärbt	1.25
Das Rote Meer vom Fliegenjähmng gesäubert	0.12
Poripbars Frau in Ordnung gebracht	2.30
Das Höllenfener verbeßert und dem Teufel ein graufiges Gesicht gemacht	0.95
Die dreifig Silberlinge des Judas verfilbert	1.50
Das Ende der Welt verlängert, weil es zu kurz war	0.65

Zununa . . . 26.50

Astronautik und das Haus aus Flaschen.

Dinge, die wir nicht wissen.

In Rio Vista in Nevada ist ein Haus ganz aus Bierflaschen gebaut. Es ist 20 Fuß lang und 16 Fuß breit und hat zwei Räume. Zehntausend Flaschen sind zu seinem Bau verwendet worden. Sie sind mit dem Boden nach oben gelegt und Behm hält sie zusammen. — Hier gilt das Wort: „Wer im Glashaufe sitzt, soll nicht mit Steinen werfen“.

Die Durchschnitzzzeit, die das Blut braucht, um von einem Arm in den anderen zu fließen, beträgt 18 Sekunden. In einer Minute macht das Blut diese Tour drei und ein drittel Mal.

„Astronautik“ ist der Ausdruck, den die französische Astronomische Gesellschaft gefunden hat, um alle Probleme zu umfassen, die in das Gebiet der Reisen durch den Weltraum fallen.

In Norwegen besteht kein Zwang, aber ein Mensch, der nicht geimpft ist, ist bei einer Wahl nicht stimmberchtigt.

Der asiatische Stamm der Niantz, begräbt keinen Menschen, bevor nicht der Boden mittels eines Eis geprüft wurde. Die männlichen Verwandten des Verstorbenen begeben sich an den gewählten Begräbnisplatz mit einem großen Korb voller Eier. Einer der Eingeborenen hückt sich und läßt ein Ei sackt auf den Boden gleiten. Wenn es zerbricht, so wird das als ein schlimmes Vorzeichen angesehen und man muß einen anderen Begräbnisplatz ansuchen. Auf diese Weise wandert der Zug oft stundenlang umher, bis man einen Platz findet, wo das Ei nicht niedergleitet, ohne daß die Schale zerbricht.

Wenn die brütende Straußin fühlt, daß jetzt ihre Jungen bald austreten werden, zerbricht sie freiwillig eines ihrer Eier. Alsbad schwärmen die Insekten herzu und machen sich

über den Inhalt her. Auf diese Weise kann die Straußennutter ihre fünfzehn und mehr Küken bequem mit Nahrung versorgen, bis sie gehen.

Jupiter, der größte Planet im Sonnensystem, schleudert ungeheure vulkanische Bomben in den Weltraum, sagt ein französischer Astronom. Einige der Kometen, die bisweilen die Erde treffen, rühren vielleicht vom Jupiter her. Moderne Teleskop-Apparate sind imstande, drei Billionen von den vielleicht 30 Billionen Sternen in unserem Universum zu fotografieren. Jeder von ihnen ist eine Sonne, die meisten größer und heller als unsere Sonne. Sie strahlen Kraft aus, bis sie ausgebraunt sind. — Es wird behauptet, daß unsere Sonne dem Ausgebranntsein gefährlich nahe ist. Jeder Tag kann sie zum Erlöschen bringen. Aber da ein Tag im Universum eine Million Jahre umfassen kann, brauchen wir uns noch keine Sorgen zu machen.

Die menschliche Familie.

Kinder, alle haben einander nötig und arbeiten einer für den andern.

Wer hat euer Haus gebaut? — Euer Vater nicht, sondern der Maurer.

Wer hat das Getreide gesät, woraus man das Brot macht? Der Ackerer.

Und das Leinen, das eure Mutter näht, um euch Hemden zu machen? Hat sie es gewebt? — Nein, sondern der Weber.

Und wer hat eure Schuhe gemacht? — Der Schuster. Ihr seht also, wie sehr die Menschen sich gegenseitig nützen. Was würdest du machen, wenn du ganz allein auf eine öde Insel gesetzt würdest? Keiner von uns kann die Hilfe der anderen Menschen und seiner Mitbürger entbehren. Lieben wir uns darum alle wie Brüder. (Aus einem französischen Schulbuch.)

Allerlei.

Ein kleines Paradies. Man schreibt uns: In Rigaer Meerbusen liegt einsam die nur 15 Quadratkilometer große ebnische Insel Runö, die von etwa 300 Fischern schwedischer Sprache und Abstammung bewohnt wird. Die Inselbewohner leben auf 27 Bauernhöfen und ernähren sich hauptsächlich durch Fischerei und Seehundsfang. Die Landwirtschaft ist wegen des kalten Bodens und rauhen Klimas wenig ergiebig. Privateigentum gibt es auf der Insel nur für beweglichen Besitz. Für landwirtschaftliche Arbeiten sind jedem Hof von altersher je 50 schmale Streifen Land zugewiesen, das übrige Land, Wald und Wiesen gehört der ganzen Gemeinde. Das Geld, das durch Verkauf von Seehundsfellen und gelegentliche Dienstleistungen an gestrandeten Schiffen erworben wird, wird unter alle Inselbewohner gleichmäßig verteilt. Die Gemeindebeamten beziehen kein Gehalt. Wichtige Angelegenheiten werden von dem Landtag entschieden, der gewöhnlich im Sommer unter freiem Himmel einberufen wird. Die Landtagsversammlungen beginnen um 5 Uhr morgens und dauern bis zum späten Abend. Verbrechen sind auf der Insel äußerst selten. Es gibt dort ein Gefängnis mit zwei Zellen, diese bleiben aber seit vielen Jahren unbenutzt.

Die Menschen müssen höher wohnen? Ein Beamter des Londoner Gesundheitsamtes ist der Ansicht, daß die Menschen der Zukunft höher gelegene Wohnungen beziehen werden als bisher. Als zukünftiges Wohnideal schwebt ihm so etwa der amerikanische Wolkenkratzer vor. „Die 17.000 Menschen, die gegenwärtig noch in der Londoner City wohnen, haufen sich alle

unter dem Dach. Es sind zumeist Wächter und Inspektoren, die in den Hochhäusern der großen Geschäfte und Bureaus wohnen. Sie leben viel länger als die meisten Bewohner des flachen Landes. Der Grund dafür ist klar. Ihre Wohnungen liegen hoch über dem ungesunden Staub der Straßen; sie erhalten den Sonnenschein sozusagen „aus erster Hand“; ihre Nerven werden nicht von dem Lärm des Verkehrs beunruhigt. So sind diese Lichterfüllten, von reiner Luft umgebenen Wohnungen überaus gesund, und die Menschheit wird allmählich immer höher emporklettern, um dieser Vorteile teilhaftig zu werden.“

Weiteres.

Sortgefühl In dem Chiemgaufräulein B. ragt überm Hochaltar ein mächtiges Kreuz empor, und an der Wand dahinter steht groß der Bibelpruch: „Vater, verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie tun.“ Jüngst ich wieder hinein, sah wohl das Kreuz, aber nicht die Schrift. Ich fragte den eben anwesenden Weiber danach. „Die ist auch noch da,“ sagte der und schlug ein Binsen zurück, das sie verdeckt hatte. „Wissen S, wir haben heut' eine Trauung gehabt, und da wird der Spruch immer verhängt.“

Hochwürden rasiert sich. Der Herr Pfarrer, etwas kurzatmig, steht am Gartenzaun und erwartet seinen Freund, den Sanitätsrat, der seine wöchentliche Landtour macht. — „Na, wie geht es, alter Freund?“ — „Du weißt ja, nicht glänzend. Die dumme Schlaflosigkeit. Alles haben wir schon versucht: Bromkal, Veronal, Zulfonal; nichts will recht helfen.“ — „Ein ordentlicher Grog vor der Nacht?“ — „Um Gottes willen! Wo ich gegen den Alkohol predige, kann ich doch nicht selbst!“ — „Wenn ich dir das Zeug nun als Medizin verschreibe?“ bemerkte listig der andere. — „Nein, nein, ganz unmöglich! Meine Wirtschaftlerin würde es mir doch nicht glauben. Und wo sollte ich das heiße Wasser hernehmen?“ — „Zage ihr, daß du dich abends rasieren willst.“ — „Will es mir überlegen.“ — Nach acht Tagen kommt der Doktor wieder vorbeifahrt. Hänberingend erregt ihn die Spinatwachtel, wie er die Wirtschaftlerin bei sich nennt, und kommt ihm greinend entgegen. — „Na, was gibt es denn, zum Teufel?“ — „Der Herr Parree ist — nicht richtig im Kopfe“, jammert die Alte. — „Was ist er?“ — „Berückt! Er rasiert sich jetzt schon viermal am Tage!“

Moderne Jugend. Mama, die in allernächster Zeit etwas Kleines erwartet, fragt ihre fünfjährige Tochterlein: „Na, Lilly, möchtest du gerne ein Schwesterchen oder Brüderchen haben?“ — Lilly, kritisch an ihr emporschauend, erwidert verdrießlich: „Aber Mama, es ist wohl schon ein bißchen spät, mich danach zu fragen.“

Chetrisis. „Glender du willst mir vorlügen, daß du bis zwei Uhr nachts bei deinem Freunde Armand warst. Wo gerade ich um diese Zeit bei ihm war!“

Russikalische Karriere. In meiner frühesten Kindheit hing mir der Himmel voller Geigen. Später hörte ich oft den Brummhals meines Vaters und wurde nach Noten verprügelt. Nach beschloffenem Studium fiel ich mit Pauken und Trompeten durch, mein väterliches Erbteil ging flöten, ich wurde Sänger und man pfliff mich aus, so daß ich oft das Gefülh haite, es dröhnten die Posaunen von Jericho mir in den Ohren. Jetzt preiße ich auf dem letzten Loche und vertreibe als Feierspielmann meinen Mitmenschen die Grillen. Und da versucht man, mir die russikalische Befähigung abzuspochen.